DIE ZEIT - 17.03.2005 - Nr.12

Die Hölle im Paradies

Vier Millionen Tote hat der Kongo im Bürgerkrieg zu beklagen. Das Land leistet sich eine Allparteienkoalition mit 72 Ministern und will nun sogar wählen lassen – mitten im Gemetzel

Bukavu. Der stille Spiegel des Kivu-Sees, über den eine Piroge gleitet, dahinter die samtgrünen Bergketten mit dem Gipfel des Kahuzi, am diesseitigen Ufer die ganze Pracht der Tropen, gelb flammende Cassia, Riesengummibäume, Palmen, zauberhafte Orchideen – und dann dieser Satz: »Hier ist die Hölle im Paradies.« Die Frau, die das sagt, trägt eine *pagne,* ein afrikanisches Wickelkleid. Sie ist unglaublich schön. Aber in ihre Augen hat sich eine unendliche Traurigkeit gesenkt, seit sie sich diese Geschichten anhören muss: Geschichten von geschändeten Frauen und Mädchen, die alles verloren haben, die Familie, die Ehre, das Selbstwertgefühl. Vom vergewaltigten Säugling, der keine 18 Monate alt ist. Vom Vater, der zum Inzest mit seinem Kind gezwungen wird. Von Opfern, die mit Flaschenglas oder Macheten verstümmelt wurden.

»Sie wollen nicht nur vergewaltigen. Sie wollen die Fundamente der Gesellschaft zerstören«, erklärt Christine Schuler-Deschryver. In ihrer Geburtsstadt Bukavu leitet sie eine Hilfsorganisation, die Vergewaltigungsopfern beisteht; 10000 Fälle waren es in den vergangenen zwei Jahren allein in der Provinz Süd-Kivu. Die Dunkelziffer ist hoch, weil viele Frauen schweigen, aus Scham und aus Angst davor, ausgestoßen zu werden. Sie müssen mit ihren Albträumen allein fertig werden. Und mit dem Fluch, in einer Weltgegend zu leben, in der seit bald neun Jahren Krieg und Terror wüten – obwohl im Dezember 2002 ein Friedensvertrag unterzeichnet wurde. »Wenn der Teufel auf die Erde zurückgekommen ist, dann hier«, sagt Frau Schuler-Deschryver. Im Kongo ist dieser Satz nicht übertrieben. Wenn die Schätzungen des International Rescue Committee stimmen, dann sind in diesem Land seit 1996, als der Krieg ausbrach, 3,8 Millionen Menschen umgekommen. 3,8 Millionen Tote – das ist der höchste Blutzoll seit dem Zweiten Weltkrieg. Aber kein Mensch würde deshalb in Brüssel oder Berlin empört auf die Straße gehen. Für den Kongo? Worum geht es da überhaupt?

Das ist eine ziemlich komplizierte Geschichte, über die man dicke Abhandlungen schreiben könnte. Denn in diesem Krieg sind alle Konflikte und Tragödien, die Zentralafrika in den letzten zehn Jahren heimsuchten, auf fatale Weise miteinander verzahnt: der Völkermord in Ruanda, der Bürgerkrieg zwischen Tutsi und Hutu in Burundi sowie der kongolesische Erbfolgestreit nach dem Sturz des Kleptokraten Mobutu. Zeitweise kämpften sieben afrikanischen Staaten mit, und in den Urwäldern des Kongobeckens bildeten einheimische Regierungssoldaten, ausländische Armeen, geflohene Völkermörder, diverse Rebellentrupps und Stammesmilizen wechselnde Allianzen.

Zwischen den wirren Fronten liefen regelrechte Völkerwanderungen. Millionen von Menschen flohen vor den Chaosmächten, und am Ende entstand im Ostkongo eine hochexplosive ethnische Gemengelage. Nebenbei plünderten die Nachbarn in einem beispiellosen Beutekrieg die reichen Ressourcen des zerfallenden Staates – Coltan, Gold, Diamanten, Tropenholz –, allen voran Ruanda und Uganda. Die fremden Truppen haben sich zwar offiziell zurückgezogen, aber die Raubzüge gehen klammheimlich weiter.

Bukavu steht das ganze Unglück ins Gesicht geschrieben: Die Hauptstadt der Provinz Süd-Kivu muss in der belgischen Kolonialzeit eine elegante Adresse gewesen sein, eine Art kongolesisches Locarno. Heute sind die Häuserzeilen kariös, die Straßen kaputt, die ganze Schönheit verwelkt. In den übervölkerten Quartieren ist die Cholera ausgebrochen. Vor dem Krieg lebten 250000 Menschen in Bukavu, inzwischen sind es 700000, Vertriebene und Migranten, Glücksritter und Gestrandete, Rohstoffdealer und Kriegsgewinnler und unzählige Bewaffnete. Überall in der Stadt lungert dieses Lumpenmilitariat herum, verrohte, verwahrloste Männer, manche noch halbe Kinder, die ihre Kalaschnikows kaum tragen können.

Unten am See betteln uns ein paar Soldaten an. »F.A.C.« prangt auf ihren fadenscheinigen Uniformen, Forces Armées Congolaises. Essen! Geld! fordert einer. Die Kerle sind hungrig und durstig. Straßenkilometer entfernt, und das Gewaltmonopol dieser Regierung reicht höchstens bis zum Stadtrand.

Und unberechenbar. Seit vier Monaten warten sie auf ihren Sold, 5000 kongolesische Francs, rund zwölf Euro. Einen klaren Auftrag haben sie nicht. Sie sind einfach nur Rädchen in einer unkontrollierbaren Gewaltmaschinerie. Als vorigen Juni der meuternde General Laurent Nkunda mit seinen Spießgesellen vom Rassemblement congolais pour la démocratie (RCD) über die Stadt herfiel, waren sie allerdings nicht zu sehen. Die Rebellen mordeten und plünderten und vergewaltigten tausend Frauen. Ihr Oberchef Azarias Ruberwa sitzt derweil in der Allparteienkoalition in Kinshasa, aber die Hauptstadt ist 2500

Und in diesem Land, wo man mit hundert Dollar einen neuen Krieg anzetteln kann, wollen die Vereinten Nationen demnächst Wahlen veranstalten! Sie haben zu diesem Behufe sogar eine veritable Friedensarmee von 13000

Mann in die Region entsandt, die Monuc. Die Blauhelme sind mit einem robusten Mandat ausgestattet, sie sollen die Bevölkerung schützen und die Kombattanten entwaffnen. Aber bisher sind die Soldaten aus Uruguay, Marokko oder Südafrika hauptsächlich dadurch in die Schlagzeilen geraten, dass sie die Kinderprostitution fördern und davonlaufen, wenn irgendwo Kugeln fliegen. Was haben sie zum Beispiel getan, als die Mordbrenner der RCD auf Bukavu zuzogen? Nichts, fast nichts. Erst blockierten sie die Hauptzufahrtsstraße und schossen ein paar Raketen ab. Dann stellten sie ihr Feuerwerk ein und räumten das Feld. Höherer Befehl aus Kinshasa, heißt es.

Jetzt soll es sicherer sein, die alten Kontingente wurden von Pakistanis abgelöst, und die haben gleich klargestellt, dass sie scharf schießen werden. Sie schauen ziemlich grimmig drein, wenn sie in weißen Schützenpanzern und Jeeps durch die Straßen rattern. Oben, im Distrikt Ituri, haben sie, nachdem neun Kameraden aus Bangladesch in einem Hinterhalt starben, Anfang März erstmals massiv zurückgeschlagen und mindestens 60 Milizionäre getötet. Trotzdem scheint Bukavu den Beschützern nicht zu trauen. Die Stadt hat etwas Wartendes, Schicksalsergebenes. Jederzeit kann sie kommen, die tödliche Gefahr aus dem unwegsamen Hinterland, eine Räuberhorde, durchgedrehte Rebellen oder irgendwelche anderen Mordbrenner in diesem endlosen *danse macabre.*

Gleich am ersten Tag sitzen wir zum Beispiel auf einer Gartenterrasse hoch über dem See, beim deutschen Unternehmer Horst Gebbers, der mit seinem elsässischen Kompagnon jeden Tag aufs Neue das unglaubliche Kunststück vollbringt, in dieser Anarchie eine Chemiefirma mit 700 Arbeitsplätzen zu betreiben. Pharmakina heißt sie. Sie stellt Malariamittel her und demnächst auch Anti-Aids-Medikamente, als einziges Unternehmen in Zentralafrika. Aber das ist eine andere Geschichte.

Wir sitzen also im Idyll über dem Wasser, Gardasee, denkt man, oder Lago Maggiore – würde da nicht gerade ein afrikanischer Kronenkranich durchs Bild staksen. Plötzlich, Punkt 13.20 Uhr, knurrt Whiskey, einer der Haushunde. Dumpfe Donnerschläge von Mörsergranaten sind zu hören, dazwischen das Knattern von Gewehrsalven. Schon wieder ein Gefecht, diesmal kracht es oben in Kabare. »Wir sind das gewohnt«, sagt Gebbers und lacht. Als er aber per Telefon erfährt, dass die Schießerei gleich hinter seiner Firma stattfindet, verfärbt sich sein Gesicht doch merklich.

Anderntags ist zu erfahren, dass es sich um ein internes Scharmützel der neuen Kongo-Armee handelte, Soldaten kämpften gegen meuternde Milizen. Sechs Menschen sollen getötet worden sein, vier Militärs und zwei Zivilisten. Die blutjungen Kerle, die gerade im Gleichschritt über den Unabhängigkeitsplatz gescheucht werden, hat man gestern entwaffnet. Es sind Mai-Mai, Krieger einer Stammesmiliz, die mit archaischen Ritualen und moderner Technik kämpfen. Sie kommunizieren mit Handys, werben übers Internet und besprenkeln sich mit Zauberwasser, das sie vor den Kugeln des Feindes schützen soll. Gestern hat die Magie offenbar nicht geholfen.

Das soll General Mbuza Mabe sein, der Oberbefehlshaber der zehnten Militärregion Süd-Kivu? Man kann sich schwer vorstellen, dass der Mann mit Baseballkappe und Jeans, der gerade in den halb verfallenen Freizeitklub Cercle Sportif spaziert, seine Truppe im Griff hat. Zwei Rambos mit Panzerfäusten eskortieren ihn, er schläft gerne im SOS-Kinderdorf, das ist ein sicherer Ort für einen Offizier seines Ranges. Derlei Geschichten werden hier im Club genüsslich erzählt. Auch über den amtierenden Gouverneur erfahren wir das Neueste. Er wurde gerade nach Kinshasa zitiert, weil er seine Residenz neu einrichten wollte – für eine Million Dollar. Vielleicht kommt schon bald ein neuer Gouverneur. Der Posten funktioniert wie ein Durchlauferhitzer für Selbstbereicherer. Dafür wurden die Beamten und Lehrer seit vier Jahren nicht bezahlt. Die Verwaltung, das Steuerwesen, die Gerichtsbarkeit – all das, was zu einem richtigen Staat gehört, existiert im Kongo schon lange nicht mehr, und man braucht nicht viel Fantasie, um sich auszumalen, wie die öffentlichen Einrichtungen aussehen, die Behörden, die Schulen, die Hospitäler: wie Ruinen.

»Was, Sie haben General Mabe gesehen? Im Sportclub? Heute? Ich versuche ihn schon den ganzen Tag zu erreichen.« Jean Paul Vogels ist erstaunt, überspielt aber wieselflink seine Unpässlichkeit. Der Belgier ist schließlich amtierender Chef der Monuc im Süd-Kivu, und er hat in seiner Uno-Laufbahn schon viel erlebt. Zuletzt war er mit dem Irak beschäftigt, weswegen er die Lage im Kongo vergleichsweise harmlos findet. Für ihn ist es allenfalls ein technisches Problem, wie man hier einen Urnengang mit 40000 Wahllokalen organisiert – in einer Waldwildnis von der Größe Westeuropas, wo es keine Straßen, Transportmittel, Elektrizität, Telefone, Zeitungen, ja vielerorts überhaupt keine Infrastruktur gibt. Wo die Mehrzahl der 28 Millionen Wahlberechtigten Analphabeten sind. Wo es wimmelt vor bewaffneten Hasardeuren. »Sicherheit ist für uns kein Thema«, wiederholt Vogels. Man traut seinen Ohren nicht. Vermutlich meint er das ganz anders. Man kann sich ja zurückziehen, wenn's brenzlig wird. Oder aus der Distanz zuschauen, so wie bei der Schießerei gestern.

Aber die Menschen wollen wählen. Endlich die Stimme abgeben dürfen, endlich einmal gefragt werden nach 30 Jahren Diktatur und bald zehn Jahren Krieg. Manchmal kommt einem diese Wahl vor wie ein *nkisi,* ein Nagelfetisch, der eine goldene Zukunft herbeihexen soll. Wir haben in Bukavu jedenfalls niemanden getroffen, der dieses Ereignis nicht sehnsüchtig erwarten würde. »Nach den Wahlen wird alles besser, es wäre nicht gut, sie zu verschieben«, sagt Audrey Siyapata. Die 27-jährige Biochemikerin spricht für die Mehrheit. Keiner erwartet, dass der Urnengang frei und fair abläuft. Es geht einfach nur darum, dass er stattfindet, irgendwie.

Ganz genauso sehen es die Männer, die sich im Schatten eines Kosobaumes versammelt haben. »Die Wahlen ändern nicht viel. Aber sie bringen uns dem Frieden einen Schritt näher«, erklärt der alte Cihabwira. Er ist Richter und gehört zum Ältestenrat, der gerade den König empfängt. Seine Majestät Chimanye II. hatte uns eingeladen, ihn in sein kleines Königtum zu begleiten, hinauf ins Hochtal von Kaziba, zwei Autostunden hinter Bukavu. Er trägt Bügelfaltenhose und blitzende Budapester Schuhe. Seine Insignien sind drei Handys, aber sie funktionieren in seinem Hoheitsgebiet leider nicht mehr.

Man wundert sich, wie normal und afrikanisch gelassen das Leben in Kaziba abläuft, mitten im »größten Katastrophengebiet der Welt«, wie der *Economist* neulich schrieb. Und was es hier so alles gibt: ein halbwegs funktionierendes Hospital, Schulen, eine Allmende, auf der Kassava, Mais und Kolbenhirse wachsen. Gelegentlich soll sogar Strom fließen, und auf dem Markt ist vom Watussi-Rind bis zum Goldstaub so ziemlich alles wohlfeil. Nur die Allgegenwart bewaffneter Rotten erinnert daran, dass Kaziba keine Insel des Friedens ist. Aber die Leute sind froh, dass sie die Halbstarkenkommandos haben, denn die Feinde aus Ruanda, die versprengten Völkermörder der Interahamwe, verbergen sich nur fünf Kilometer entfernt in den Wäldern und überfallen sporadisch Dörfer. Wie alt bist du? »Achtzehn«, antwortet ein Flintenbürschchen. Er sieht aus wie zwölf, und es klingt recht merkwürdig, wenn der König die 650 »Männer« lobt, die sein Zwergreich verteidigen.

Chimanye II. führt uns zu den Strohhütten hinter seinem Wohnhaus, zum alten Herrschersitz. Jetzt hocken da nur noch die Hüter der Tradition, drei devote, triefäugige und ziemlich zerlumpte Greise. Einer trägt eine Hasenfellhaube mit Eulenfederpanasch. Sie schlürfen Bananenbier aus einer Kalebasse und präsentieren royale Gerätschaften: den Kriegsspeer, die Nachrichtentrommel, die Schelle, mit der die Geister der Ahnen gerufen werden. Das Brauchtum wird mit den Alten sterben. Aber immerhin, da ist der Ältestenrat und die *kagombe,* das traditionelle Gericht. Und da ist ein König, der sein Amt offenbar ernst nimmt. Judikative, Legislative und Exekutive, wenn man so will. Vielleicht sind es gerade diese überlieferten Institutionen, die den schwachen Staat vor dem Untergang retten könnten? Vielleicht sind es Autoritäten wie Chimanye II., die der Kongo braucht?

Er ist nämlich nicht nur König von Kaziba, sondern auch Senator in Kinshasa. Was er aus der Hauptstadt zu berichten weiß, klingt allerdings nicht besonders ermutigend. Die Allparteienregierung von Präsident Kabila mit dem XXL-Kabinett – 72 Minister und Vizeminister! – ist ziemlich nutzlos; zum Jahresbeginn wurden sechs korrupte und völlig inkompetente Minister gefeuert, einer, zuständig für Energie, soll 40 Millionen Dollar unterschlagen haben. Auch die vier (!) Vizepräsidenten zocken schamlos ab. Jean-Pierre Bemba, einem Mitglied dieses Quartetts, würde der UN-Strafgerichtshof gerne ein paar Fragen zu den kannibalischen Exzessen seiner Rebellentruppe stellen. Ehrenwerte Politiker wie er geloben, wenn sie nicht gerade mit Rücktritt drohen, freie Wahlen, Demokratie und Frieden. Was aber passiert, wenn einer verliert? Dann wird er eben wieder Kriegsfürst.

»Wahlen im Juni sind ohnehin unmöglich«, sagt Chimanyi II., »das Parlament hat noch nicht einmal das erforderliche Wahlgesetz verabschiedet.« Der *Mwami,* wie er vom Volk genannt wird, liegt jetzt wie ein römischer Prokonsul im Sessel. Zwei Unterlinge servieren gebratene Bananen und lederzähes Huhn. Vielleicht bläst Seine Hoheit auch nur heiße Luft. Aber das Volk vertraut ihm, wie es keinem gewählten Politiker vertrauen würde. Vor der Abfahrt aus Kaziba bittet ihn ein altes Weiblein um Hilfe. Ihr Mann wurde der Hexerei bezichtigt und aus dem Dorf gejagt, klagt sie, aber er sei unschuldig. Der König wird es richten, beim nächsten Mal. Jetzt hat er das Leopardenfell wieder abgelegt. Er muss hinunter nach Bukavu, wo die Handys wieder schrillen.

Zurück im Hotel mit Paradiesblick, sternenweit entfernt von der Armut, der Krankheit, den Gewaltexzessen. Auf Radio France International läuft gerade ein Bericht über das große afrikanische Reformprogramm namens Nepad. Oft fällt das Wort Renaissance, das klingt so schön. Der bullige Mann, denn wir gleich treffen, wäre schon froh, wenn die Wahlen einigermaßen über die Bühne gehen würden – er koordiniert die unabhängige Wahlkommission Kivu-Süd. Andererseits hat Bisimwa Maheshe die unerschütterliche Zuversicht eines Kongolesen. »Wenn's nicht mehr weitergeht«, doziert er mit väterlicher Bassstimme, »dann müssen eben die Leute die Urnen auf ihren Köpfen in die Dörfer tragen.«